

Die flut.

Von Ernst Preczang.

Wie emsig floß er sonst zum Meer,
Der stille Fluß.
Aus fernen Schluchten kam er her
Und rauschte plätschernd durch das Wehr
In blankem Guß.

Die stete Kraft zerrieb das Korn;
Es ward uns Brot.
Die Säge trieb sein scharfer Sporn;
Er schaffte ohne Grimm und Zorn,
Ein williger Helot.

Breit in das Wasser schnitt der Kahn
Voll schwerer Last
Die tiefen Furchen seiner Bahn.
Er trug ihn hin zum Ozean
Mit stolzem Mast.

Durch grüne Aecker zog sein Band
Wie Silberflor.
Er tränkte rings das spröde Land
Und rief aus trockenem Wüstensand
Ein blühend Reich hervor.

Wie emsig floß er sonst zum Meer!
Nun aber ruht,
Nun aber staut er sich am Wehr:
Von oben drängt, von unten her
Die Flut!

Die weißen Schwingen ausgespannt,
In breitem Zug
Streift sie der Ufer grüne Wand;
Schaumflocken spritzen in den Sand
Vor ihrem Bug.

Vom Meere weht ein frischer Wind,
Wo dunkle Glut
Die roten Abendwolken spinnt.
Und Woge über Woge rinnt —
Es steigt die Flut.

Es steigt die Flut. Ein Ruf dringt her:
„Die Schotten dicht!“
Schon überspült der Strom das Wehr
Und leckt am Deiche mehr und mehr
Und rastet nicht . . .

Der Hafenmeister sitzt im Amt
Und wacht.
„Wenn uns das Wasser auch bloß schrammt,
Will ich verflucht sein und verdammt!“
Er lacht.

Er trinkt; er gähnt; sieht nach der Uhr:
„Die Zeit ist ’rum.
Sechs Stunden steigt die Flut ja nur,
Dann ebbt sie. Das ist so Natur.
Punkt—um!“

Punktum. Vom Deiche dröhnt ein Schuß.
Ein Funkenschwarm
Stiebt jäh erlöschend in den Fluß . . .
Nun helfe, was da helfen muß —
Das war Alarm!

Der Hafenmeister stürzt hinaus.
Er stutzt. Zu Füßen quillt
Und schäumt mit zornigem Gebräus
Die Flut rings um das Hafenhäus
Und schwillt . . . und schwillt . . .



(Nachdruck verboten.)

18]

Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

„Ich weine, und ich bin alt,“ sagte sie mit heiserer Stimme und sah sich in den Spiegel, führte einen Finger unter die Augen. Der Spiegel ward ganz betaut von ihrem nassen Gesicht, sie trocknete ihn mit der Hand ab und spiegelte sich wieder, suchte ihre verweinten Lippen wieder in Fassung zu bringen.

„Jetzt weinst Du Dir ja auch alle Schminke vom Gesicht,“ stammelte Edmund und lachte tröstend. Sie wandte sich um und sah seine Augen vor Schmerz glänzen.

„Ja,“ lachte sie froh und gerührt, „das tue ich auch!“ Sie trat einen Schritt auf ihn zu, mußte aber stehen bleiben, und als sie den Mund öffnete, um Luft zu schnappen, bekam sie einen heftigen Anfall von Schläudzen, der sie von Kopf zu Fuß erschütterte. Sie schaffte sich Luft in ein paar langen Klageschreien und konnte dann wieder gehen, schlug die Richtung nach einem Stuhl ein und setzte sich, den einen Arm über die Rückenlehne hängen lassend. Dort ließ Hall sie ausweinen. Als sie aber nicht mehr schludzte, stand sie auf und kam mit lautlosem Gang und lächelnd zu ihm hin, in die Ecke bei den Fenstern. Das Weinen hatte ihre Züge verjüngt, aber die Augen lagen verloschen unter den tiefen Brauen. Sie bat nicht, schlafen zu dürfen, wie sie es sonst tat, wenn sie sich matt geweint hatte, sie setzte sich artig an den Tisch und nickte ihm zu wie ein Schulkamerad, der Briquet bekommen hat, dem anderen. Sie sagten nichts. Leontine atmete hin und wieder noch einmal krampfhaft auf. Sie betrachtete ihre Hände.

„Kann ich mich wohl waschen, Edmund?“ fragte sie sehr gefaßt und sah ihn treuherzig an. „Wie blaß Du bist!“ fügte sie hinzu.

„Ja, Du kannst Dich waschen,“ sagte Hall und ging hinter einen Schirm, wo sich ein Waschbecken und Wasserhähne befanden. Sie folgte ihm und lachte leise bei dem Anblick der Dinge.

„Serrlich,“ murmelte sie und stemmte beide Hände tief in das Becken hinein, während Hall das Wasser laufen ließ. „Ah!“ Sie streifte die Ärmel bis zu den Ellenbogen auf und ließ die Wasserstrahlen an den Handgelenken herablaufen. Plötzlich beugte sie sich hinab und steckte das heiße Gesicht in das Wasser, blies Blasen darin, pustete. Hall wollte sich entfernen, sie aber wandte den Kopf um und sah es.

„Geh nicht, Edmund,“ bat sie. „Du mußt mir wirklich das Handtuch reichen.“

Sie schüttelte das Wasser ab und lachte mit einem erfreuten Blick, blies die Tropfen vom Munde und fing an, sich abzutrocknen, sie lächelte abwesend aber als ob alles gut sei. Ihre Bewegungen waren schneller als sonst, und es lag etwas Zerstreutes über ihr. Während sie zwischen den Sachen auf der Marmorplatte traunte, entdeckte sie ein Rasiermesser und nahm es schnell auf, sah sich nach etwas um, wozu sie es verwenden könne.

„Hast Du ein Rasiermesser, Edmund?“

„Wie Du siehst.“

Leontine betrachtete ihre Unterarme, die leicht beklamt waren mit einzelnen langen blonden Borsten dazwischen, sie strich sich daran herunter und zuckte zusammen.

„Darf ich mich rasieren, Edmund?“

„Was fällt Dir nur ein? Auf keinen Fall. Du schneidest Dich nur.“

„Ach ja, Edmund, laß mich! Bitte!“

Hall lachte kopfschüttelnd. Er sah mit Stutzen, wie sie, ohne zu zucken, den Rasierpinsel hand und in einem Augenblick damit in der Kehle herumgerührt hatte. Er nahm indes das Messer. Leontine seufzte hastig den linken Arm ein, aber als sie dann das Messer genommen hatte, machte sie ein enttäuschtes, stehendes Gesicht.

„Laß es mich denn doch wenigstens tun,“ sagte Hall, „Du schneidest Dich ja nur.“

„Nein,“ bat sie und packte ihn beim Arm. „Nein, ich will selber. Laß mich jetzt! Ach, Edmund, gib es mir! Gib es mir!“

Da gab er ihr das Messer, nachdem er es zuvor geschärft hatte. Sie packte es mit einem begehrlichen Blick und rasierte ihren Arm, sicher und mit nur zwei, drei hastigen Strichen. Dann seufzte sie gierig den rechten Arm ein und rasierte auch den. Das ging nicht ganz so schnell. Sie lachte und weinte

durcheinander, steckte die Zunge aus, sie vergaß alles um sich her, schauderte von Wohlbehagen — aber als es getan war, strich sie sich langsam über die Arme, die jetzt ganz weiß und naß waren, sie greinte und schämte sich, und das Weinen lehrte ruckweise wieder. Sie sah mit einem Backfischblick zu Edmund auf, schlug nach ihm:

„Ist es Dir fatal, daß ich es getan habe? Ich muß ja verrückt sein. Aber es war amüsant. Ja, ja, ja.“

Sie lachte. Ihre Stimme hatte den alten, gurrenden Ton. Dann wandte sie sich rotmündig und gedankenlos nach dem Spiegel und ordnete ihr Haar. Sie trällerte eine Melodie vor sich hin. Hall entfernte sich.

Leontines schönes, verblühtes Gesicht trug noch die Spuren der Tränen und der Gemütsbewegung, als sie kam und sich wieder zu ihm setzte, aber sie hatte ihr Gleichgewicht wiedergefunden. Das schwere, rotblonde Haar war einigermaßen geordnet, und das Gesicht war mit Geschmack gepudert, sie nickte Hall zu, streckte die Hand nach einem Glase aus. Hall schenkte Wein ein, und sie leerten jeder ein Glas. Leontine setzte eine entschlossene Miene auf:

„Edmund, ich bin neugierig, etwas von Deinen Experimenten mit Mirjam zu hören. Siehst Du . . . ich habe natürlich kein Wort von dem geglaubt, was ich in San Francisco gelesen habe, daß Du Spiritist geworden seiest. Es fiel mir wirklich nicht ein, daß es Dein Ernst sein könne, Deinen Namen und Deine Fähigkeiten für das einzusehen, was ich unter Deinem Einfluß für eine Ansteking, einen plebejischen Wahnsinn gehalten habe . . . verzeih, Du kannst ja Deine Gründe gehabt haben. Aber dann sagst Du mir ja, daß ich Unrecht habe . . .“

„Es ist ganz charakteristisch für Dich, daß Du Dir keinen anderen Beweggrund für eine Unterjochung denken kannst, als daß man in die Patientin verliebt ist.“

„Die Patientin — ist Mirjam krank?“

„Nein. Gesund ist sie übrigens auch nicht. Du verstehst mich zu buchstäblich. Fräulein Karekin ist ein Genie, dessen Kräfte ich unterjuche, sie könnte meinerwegen gern mit Lupus im Gesicht befaßt sein. Es sind wunderbare Dinge geschehen, seit Du weg gewesen bist, Leontine. Ich habe Wunder erlebt. Als ich Dich sah, fühlte ich plötzlich, daß ich mir selber in dem letzten Monat fast fremd geworden bin.“

„Ja, Du hast Dich verändert,“ sagte Madame d'Ora gedämpft. Du bist so eingefallen an den Schläfen. Und mich kanntest Du nicht, obwohl ich dieselbe bin. Ist es denn wahr, was ich las — von Geistern und Phantomen — bist Du wirklich so weit, daß Du an übernatürliche Dinge glaubst?“

„Du weißt, meine Methode hat sich niemals mit Glauben oder Hypothesen oder anderen Vorläufigkeiten abgegeben. Ich habe nicht einmal viel g e d a c h t, ich habe experimentiert, möglicherweise analogisiert . . .“

„Du hast doch philosophische Werke geschrieben, Edmund!“

„Ja, aber meine Arbeiten oder vielmehr meine Arbeit handelt ja gerade von der Abwesenheit des Denkens, von einer Verkürzung . . . gut, wir sprachen vorher davon, daß wir einander keine Briefe schreiben wollten — das meine ich, die Dinge existieren nicht, ohne daß wir direkt darauf reagieren. Und der Spiritismus als Wissenschaft existierte auch nicht, ehe ich anfing, meine Instrumente darauf einzustellen. Ich bin selbstredend kein Spiritist. Aber nun habe ich im Laufe von sechs Wochen einige zwanzig Mal mit einem Weisen gesprochen, das, solange wir die nötigen Bedingungen anrecht erhalten, ebenso körperlich ist, wie Du und ich es sind, im übrigen aber seit dreitausend Jahren tot gewesen ist.“

Madame d'Ora sah ihn lange starr an, als wolle sie Gewißheit aus seinem Antlitz ziehen. Wenn sie zu irgend etwas Vertrauen hatte, so waren es Halls ruhige Blige. Und hier konnte sie ja sehen, daß sie nicht einen einzigen Augenblick zweifeln durfte.

„Ist das wahr?“ flüsterte sie, — „dann!“ Ihr Körper zuckte ein paar Mal heftig zusammen und die Augen, die noch rot vom Weinen waren, wurden ganz rund.

„Ein Geistes, mit dem Du redest, Edmund! Aber das ist ja entsetzlich! Wie hast Du nur den Mut? Sie erscheint also in der Luft und ist da — lächelst sie? Denk doch, wenn sie nur mit einem Gebrüll oder einem teuflischen Gesicht ankäme, — sie kommt wohl in der Dunkelheit, am Abend? Bist Du auch sicher, Edmund, daß man Dich nicht betrügt?“

„Es ist a n keine Rede von einem Betrug sein. Ich habe von Anfang an die peinlichste Kontrolle geübt. Das Laboratorium hier ist voller elektrischer Zellen und Säure, die Türen

werden jedesmal, wenn wir Sitzung haben, versiegelt, ich habe Apparate konstruiert, die selbst die kleinsten Dinge melden würden, die unseren Sinnen entgehen können. Ich besitze mehrere Photographien von Geistern, darunter vier ausgezeichnete Bilder von Eld. Die photographische Platte trägt nicht, ebensowenig wie meine anderen mechanischen Apparate. Ob das, was ich vornehme, populär ist oder nicht, kümmert mich ja nicht, wie Du weißt. Ich lese meine Instrumente ab

„Eld?“

„Das ist unser materialisierter Geist. Wir haben mit verschiedenen anderen zu tun gehabt, aber nun beschäftigen wir uns fast ausschließlich mit Eld.“

„Du hast bisher nie wir gesagt, Edmund. Was für Menschen sind das, mit denen Du zusammen arbeitest? Doch nicht dieser widerliche Evanston?“

Hall nickte kühl.

„Kann ich nicht die Bilder von Deinem Geistermädchen sehen?“ bat Madame d’Ora. „Eld, das ist ein sonderbarer Name. Liebst Du sie? Oh, die liebst Du?“

Hall streifte Leontinens Gesicht mit einem harten Blick und sah sie mit fleischenden Zähnen dasitzen, unfähig, ihre Lust, Schaden anzurichten, zu bezwingen. Ihre Finger krümmten sich.

„Hast Du die Absicht, jetzt nach Europa zu reisen?“ fragte Hall, indem er sich erhob. „Du hast wohl gut auf der Tournee verdient?“

(Fortsetzung folgt.)

Willfried, der Agitator.

Es gab ja niemanden, der mehr Leute kannte als er, mit mehr Menschen in vertrautem Umgange stand, und dessen Wort mehr beachtet worden wäre als das seine. In den „unteren Klassen“ natürlich. Bei den Guts- und Forstarbeitern, den Ziegelbrennern und Handwerksgefelln. Und zwar kannten sie ihn eine stattliche Anzahl von Kilometern im Umkreise. Er sah bald hier, bald da. Sein magerer Schimmel trabte auf allen Wegen. In Willfrieds Allerweltsgeschäften kannte sich keiner aus. Er selbst vielleicht auch nicht.

Na. Da kam also nun die Wahlzeit. Und ganz wunderbar wars, wie man sich plötzlich in den „besseren Volkskreisen“ und höher hinauf jener Existenzen erinnerte, an denen man sonst gleichgültig oder wohl gar mit einer leisen Verachtung vorüberging. Eine Höflichkeit und Freundlichkeit wars überall, gar nicht zum sagen. Es gab Leute, die allen Ernstes behaupteten, der Pfarrer habe vor dem langen Drechslergesellen Hein den Hut gezogen, obgleich genannter Hein nicht die geringste Verbindung mit dem Jenenseits unterhielt. Vielleicht ist’s aber auch erlogen, und der Pfarrer hat sich nur gerade den Kopf getraut, weil er eines Gottlosen ansichtig wurde. Jedenfalls, das steht fest, ist der Gottesstreiter beim Willfried gewesen, hat gesagt: „Mein lieber Freund!“, hat ihm nationalliberale Stimmzettel gebracht — es ist eine evangelische Gegend —, und hat ihm einen Gotteslohn versprochen, wenn er diese Zettel mit einer plausibeln Empfehlung an den Mann bringe. „Warum nicht?“ hat ihm der Willfried geantwortet. „Aber was wollen denn die Nationalen?“

Da hat der Herr Pfarrer die Hände überm Bäuchlein gefaltet, hat seinen Agitator liebevoll angeblickt und gesagt: „Wir wollen das Beste, lieber Freund. Sagen Sie es den Leuten.“

Dann ist er gegangen.

Am nächsten Tage war ein anderer da: der Tischlermeister Schulze, ein magerer Kerl mit einem erzdummen Gesicht, der zu geizig war, um sich satt zu essen. Er hatte eine ellenhohe blaue Tüte bei sich, die er demonstrativ vor Willfrieds Nase auf den Tisch stellte.

„Willfried. Diesmal muß es fluschen!“

„Was?“

„Die Wahl! Wir werfen sie! Diesmal schlagen wir sie zu Kus und Grus!“ Seine Augen flackerten.

„Wen woll’n Sie hau’n, Schulze?“

„Die Hebräer! Den Jakob, die Sarah! Wir brauchen einen nationalen Volksvertreter, Willfried. Einen Stammechtel! Wollen Sie helfen?“

„Warum nicht?“

„Gut. Da hab ich ein Paket Tabak getrieget.“ Er schob’s über den Tisch und lachte: „Mit Dampf muß die Agitation gehen! Drauf und dran. Lassen Sie rauchen, wer rauchen will! Es kommt nicht drauf an. Nur daß die Leute sehen: wir haben ein Herz für’s Volk. Und sag ihnen: sie soll’n nicht zum Jfaat laufen. Ein Schwindler is’ er, ein Betrüger! Und da“, er zog eine Börse, „ein Taler ist noch übrig. Gib mir eine Quittung für’s Komitee.“ Willfried schrieb. Dabei fragte er: „Ist er auch gut?“

Schulze ging mit großen Schritten auf und ab: „Gut! Ein echter Germane, sag ich, ein —“

„Den Tabak mein ich.“

„Ach so. Prima. Selbstredend! Wir geben dem Volk keinen Schund wie die Juden. Wir, die wir das Beste wollen!“

„So, so,“ sagte Willfried, „Ihr wollt auch das Beste.“

„Nur wir!“ Schulze erhob den Arm. „Alles muß hin, Willfried: schwarz und rot! Aber schwarz-weiß-rot, das ist’s!“ Er schüttelte Willfried theatralisch die Hand und legte mit der Linken Stimmzettel auf den Tisch: „Gut Holz! Mit Gott, für Kaiser und Reich!“ In majestätischem Schritt ging er.

Willfried schmunzelte ihm nach und besah den Taler: „Er scheint echt zu sein.“ Dann machte er sich an die blaue Tüte, holte die Pfeife und stopfte sie.

Als er eine halbe Stunde geraucht hatte, machte er die Fenster auf und spudte. „Hol’s der Teufel! Das scheint auch ein echt germanischer zu sein. Lassen wir ihn lieber für die Agitation.“

„Gott, was schmanchen Sie for Kraut, Willfriedchen!“ Kaufmann Isaac focht mit den Händen im Dampf herum. „Wen woll’n Sie vergiften?“

„Die Juden!“

„Hab’s gefeh’n: er war da! Der Schulze, der —!“ Isaac verschluckte vorsichtig die Beleidigung. „Willfriedchen, Sie werden doch nicht arbeiten for den? Sie werden nicht verraten de Liberaletät! Will sie doch’s Beste von’s Volk!“

„Se?“ Willfried schloß das Fenster und setzte sich, die großen Augen auf Isaac gerichtet. Der widelte etwas Langes aus einem Papier, sagte jenes Etwas am Piffel und ließ es vor den Augen Willfrieds hin- und herschwingen.

„Wurst?“ Willfried machte jetzt — es ist nicht zu leugnen — Augen wie ein hungriger Hund.

„Schladawurst! Echtle! Braunschweiger! Prima-Ware! Pfund eins jechzig! Empfehlen Sie mich bei Ihre Bekannten. Da!“

Willfried fing die Wurst auf.

„Hat er Ihnen gegeben auch was in bar?“

„Zwei Taler,“ log Willfried.

„Se flunkern!“

Willfried schwieg. Isaac zog feuzend ein schmuckiges Portemonnaie: „Sie sind ein Jud, Willfried! Ich geb Ihnen fünf Mark gegen Quittung. Und da sind de Stimmzettel. Sagen Sie den Leuten: diesmal geht’s nicht bloß for de Liberaletät, sondern auch for de Nationalletät! Nicht schwarz, nicht blau, nicht rot — sondern schwarz-weiß-rot.“ Er schüttelte seinem Agitator die Hand: „Adjes. Und empfehlen Sie mein Geschäft.“ Er entfernte sich.

Willfried schnitt am Abend ein Zippelchen der Wurst an, beschoß aber dann, sie gleichfalls der Agitation zu widmen. —

Am folgenden Tage fuhr ein Schlitten vor. Ein Diener traf ein: „Willfried, Sie sollen rauskommen zum Grafen.“

„Da wohn’ ich!“ sagte Willfried und wies ringsum auf die Wände.

„In die Bude hier kommt er nicht.“

„So bleibt er dranzen.“

Der Diener ging. Gleich darauf stolperte der Graf in’s Zimmer: „Werd’ mir noch’s Wein brechen in der Höhle da! — Hören Sie mal. Habe erfahren, daß Sie beliebt sind bei den Leuten. Spazmacher und dergleichen. Sind ja auch schon einige Male vor Gericht zusammengeraffelt. Schad’ nichts. Nehm’s Ihnen nicht übel. Wollt Ihnen bloß sagen: Kaminchenjaod in meiner Korsten steht Ihnen frei. Aber Kirche im Dorf lassen, verstanden? Scheinen ja ionst ’n ganz brauchbarer Mensch zu sein. Gottesfurcht und Vaterlandsliche in den Gebeinen. Na also. Da ist die Wahl. Geht auf Leben und Sterben diesmal. Werde von den roten Hallunken bedrängt. Sie wissen Bescheid, was? Zutunistsaat — Sklavensaat und so weiter. Todesstrafe auf Karpfen-diebstahl, hahaha! Na, nichts für ungut. Unsercins will das Beste von Euch Leuten. Manche sehn’s nicht ein. Kurz und gut, da sind konservative Stimmzettel. Wollen Sie das Zeug verteilen?“

„Warum nicht?“

„Gut.“ Er griff in die Westentasche und warf ein Goldstück auf den Tisch. „Spendieren Sie den Leuten ’n Fäßchen, wenn Sie mal im Gasthof beisammen sind. Hälfte für Bemühung, bjö.“ Er stetzte hinaus.

Willfried aber suchte sich aus seinem Bohnort und den umliegenden Dörfern ein Duzend Bekannte zusammen — Drechsler Hein war auch dabei — und bestellte sie in den „Grünen Löwen“, wo er sie bewirtete. Er teilte sämtliche Stimmzettel in gleiche Häufchen, ebenso den Tabak. Und die Wurst schnitt er in zwölf Stücke. So erhielt jeder von jedem seinen Anteil. „Den Gotteslohn vom nationalliberalen Pfarrer müßt Ihr Euch dazu denken,“ sagte Willfried. „Vom konservativen Bier triegt jeder 10 Glas.“ Dann stand er auf: „Herrschaffen, viele Worte sind meine Sache nicht. Aber wenn einer einen Auftrag annimmt, so muß er ihn ausführen. Eßt und trinkt und raucht. Nachher macht sich’s von selber.“

Der lange Hein hatte bloß an seiner Wurst gerochen. Dann warf er sie dem Hunde des Wirts hin. Der schnüffelte, aber fraß nicht.

„Kein Hund frisst die Wurst mehr!“

„Der Tabak stinkt!“

„Wie Teufelsdröck!“

„Das Bier hat keinen Schaum!“

Sie schrien und lachten durcheinander: „Sag ihnen, sie sollen’s für sich behalten.“

Willfried sah schnurrend da: „Nein, Ihr Leute, das geht nicht. Die wollen nicht das Schlichte. Jeder hat's mir gesagt: nur unser Vestes wollen sie!“
 „Unser Vestes?“ Drechler Hein schlug so auf den Tisch, daß ein paar Gläser umkippten. „Unser Vestes? Dann sag ihnen: das haben sie ja schon!“
 Ueber Willfried regnete es schwarz-weiß-rote Stimmzettel. Hein hatte andere bei. Die lauteten nicht auf schwarz, auch nicht auf weiß, aber doch auf eine Vaterlandsfarbe.

Kleines feuilleton.

Musik.

Im Jahre 1798 war die Stadt Rom von den Franzosen besetzt und aus ihrer Zugehörigkeit zum Königreich Neapel herausgerissen, zu einer Republik gemacht worden; damals geschah auch die bekannte räuberische Wegführung antiker Kunstschätze nach Paris. Ein Jahr später wurde Rom von den Neapolitanern zurückerlangt, und einige Jahre blieb es auch noch in dieser Zugehörigkeit; doch der Sieg Napoleons über die Oesterreicher bei Marengo am 14. Juni 1800 bereitete die späteren Wandlungen vor. Gerade in diese Zeit wird nun ein dramatisches Stück verlegt, das ausgeht von den Leiden des ehemaligen Konsuls jener Republik, Cesare Angelotti. Er entflieht seinem Gefängnis in der Engelsburg und wird von dem Maler Mario Cavaradosi geborgen. Dessen Geliebte ist die Sängerin Floria Tosca. Nun kommt der Chef der neapolitanisch-römischen Polizei, Baron Scarpia, und fahndet nach dem Flüchtigen. Den Maler will er zum Verrate zwingen: er läßt ihn foltern, während Tosca das Schreien des Unglücklichen mit anhören muß, bis sie endlich nicht mehr anders kann, als den ihr bekannten Aufenthaltort anzugeben. In dieser Weise geht es weiter: Scarpia will sie für sich haben und verspricht ihr Schonung ihres Geliebten. Sie sagt zu unter der Bedingung, daß der Maler nur zum Schein erschossen werden soll und dann mit ihr entfliehen darf. Ehe aber das Polizeihaupt zum erfüllten Ziele kommt, wird er von Tosca erstochen. Im dritten Akt wird der Maler auf der Engelsburg zum Tode geführt; Tosca glaubt an die Verabredung, nach der es nur Schein sein sollte; wie sie aber den wirklich Toten daliegen sieht, stürzt sie sich in die Tiefe hinab.

Dies der Inhalt eines Schauspiels, das als solches von V. Sardou stammt (1887 mit Sarah Bernhardt in der Effektrolle der Sängerin), und das nun als Musikdrama „Tosca“ von R. Illica und G. Giacosa bearbeitet worden ist (deutsch von R. Kallbed). Die Komposition stammt von G. Puccini (geboren 1858). Er hat sich in den neunziger Jahren durch „Manon Lescaut“ (Hamburg 1893) und durch „La Bohème“ (Turin 1897) jenseits und diesseits der Alpen berühmt gemacht. Seine „Tosca“ kam zu Rom 1900 heraus und wurde uns erst jetzt durch unsere Romische Oper am Mittwoch deutsch vorgeführt.

Der Komponist hatte sich namentlich in der „Bohème“ als ein feiner und feistlich vertiefender, wenn auch nicht ins Bedeutenste gehender Tonbildner gezeigt. Das vorliegende Stück, das vielleicht selbst ein Textdichter wie Scriba und ein Komponist wie Meyerbeer als zu äußerlich abgelehnt hätten, ist im ganzen größer gearbeitet. Modern munter es an durch sein Abheben von musikalisch anspruchsvollen „Nummern“, durch seine nach Charakterstil strebende Deklamation und auch durch seinen Mangel an dramatischer Konzentrierung in Höhepunkten, bei viel Aufregung in Kleinigkeiten. Dazu noch die möglichst gesteigerte Unruhe, deren Unterbrechung hauptsächlich durch erotische Sentimentalitäten und durch Stimmungsmache besorgt wird; und endlich ein farbenattes, allerdings auf weite Strecken einförmiges und meist die Aufmerksamkeit zu sehr beanspruchendes Orchester. Am wertvollsten scheint uns das Bemühen des Komponisten nach charakterisierender Unterscheidung der Personen zu sein, die allerdings kaum etwas Individuelles haben.

Die Aufführung zeigte wieder die uns bereits zum Ueberdruß bekannten italienischen Effekte der komischen Oper; ohne eine brillante Sternennacht mit allmählicher Morgendämmerung im Anfange des dritten Aktes oder dergleichen geht es nicht ab. Diesmal wurde so gut gesungen und gespielt, daß man das übrige als beliebige Zugabe hinzunehmen konnte. In der Titelfrolle trat Maria Labia, eine Italienerin, zum erstenmal mit deutschem Gesange auf; sie hat sich in diesen bereits trefflich eingelebt, allerdings in die Vokale, denen das Sonore ihrer Stimme zugute kommt, noch besser als in die Konsonanten. Die mannigfachen Klangfarben ihrer Stimme und ihr reiches Spiel erzielten eine volle Wirkung. Als Cavaradosi entfaltete Jean Radolobitch seine von uns bereits früher anerkannte wirklich würdige Künstlerschaft. Die tüchtigen Leistungen von Willy Buers als Scarpia und von Ludwig Mantler als Nekner in der Kirche wurden noch durch gute Vertretungen der Nebenpartien ergänzt. Den Schaden des zu lauten Orchesters in unseren Operntheatern spürte man diesmal ganz besonders unangenehm. Ergebnis: eine für unsere Friedrichstraße erfolgreiche Mischung von Kunst und buntestem Effekt.

sz.

— Als nächste Neueinstudierung für die von der Neuen Freien Volksbühne veranstalteten Sonntags-Nachmittags-Aufführungen im Schiller-Theater N. (Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater) gelangt durch das Ensemble des Lustspielhauses Wolf Pauls Komödie „Die Teufelskirche“ zur Darstellung, und zwar mit Maria Wallinger und Max Marx in den Hauptrollen.

— Im Kleinen Theater wird als nächste Novität das vieraktige Drama „In den Sternen“ von Leonid Andrejew am 1. Februar aufgeführt werden. In der Rolle des Astronomen Ternowski wird Emanuel Reicher seine Tätigkeit am Kleinen Theater beginnen.

— Kaiserliche Kunst. Zu seinem Geburtstag will sich Wilhelm II. Kadelburgs und Stotornells Meisterwerk „Susanne sieber“ und zwar von der Truppe des Lustspielhauses im Schauspielhaus vorspielen lassen. Einige Blätter sehen darin eine besondere Ueberraschung und wagen ein leises Nicken. Als besonders pikant stellen sie es hin, daß der Intendant v. Hülsen seinerzeit dieses „ebenso frische wie löstregre“ Stück mehr oder weniger deutlich abgelehnt hat. Wir können darin aber weder etwas Ueberaschendes noch Pikantes entdecken. Wie jeder Privatmann, der es sich leisten kann, hat Wilhelm II. zweifellos das Recht, sich vorspielen zu lassen, was ihm gefällt. Daß ihm die dramatischen Werke Kadelburgs, Bonnys usw. ausnehmend gefallen, brauchte die übrige Menschheit nicht im geringsten zu interessieren, — wenn die Byzantiner nicht so eifrig wären, eine besondere selbstverständlich nicht existierende kaiserliche Kunstautorität zu erkunden, und die „Idealisten“ im Stile Bonnys nicht Restamclapital daraus schlagen.

— Der deutschen Presse ins Stammbuch. Der Verein der Berliner Presse begeht nächstens sein 25. Geburtsfest. Die „bedeutendsten“ Persönlichkeiten Italiens sind dazu eingeladen worden und haben allerhand nette und wehrauchende Sprüche dazu gestiftet. Einige fallen aus dem Rahmen heraus und wenden sich an eine falsche Adresse. So hofft Antonio Fogazzaro, „daß die deutsche Presse bei aller Wahrung der germanischen Interessen doch in Tagen politischer Größe dem edlen Kosmopolitischen Gedanken treubleibe, welcher die größte Prerogative des deutschen Volkes war in den besten Tagen seiner philosophischen Größe.“

Cesare Lombroso schreibt: „Einer der ältesten Soldaten des freien Gedankens schickt heute seinen Glückwunsch. Sicher erreicht die politische Entwicklung Deutschlands noch nicht die Höhe seiner ökonomischen, industriellen und wissenschaftlichen, aber die relative Freiheit und die immense Verbreitung der deutschen Presse wird dahin führen, daß sie zur politischen Hegemonie gelangt und so die nur schlecht durch die konstitutionelle Masse verhüllte Autokratie in eine freie und an Verdiensten große Regierung verwandelt.“

Die bürgerliche Presse wird sich diese Widmungen kaum an den Spiegel flicken.

— Am Sonntag ist in Paris der Theaterschriftsteller William Busnach gestorben, der jahrzehntelang mit unerhöplicher Fruchtbarkeit den Vorstadtbühnen Stücke geliefert hat. Ueber diesen Kreis hinaus ist er nur durch die Dramatisierung einiger Bolajcher Romane bekannt geworden. Besonders „L'assomoir“ hatte einen starken Erfolg. Im vorigen Jahre brachte der Vierundsechzigjährige eine Bearbeitung der Flaubertschen „Madame Bovary“ auf die Bühne, die einen Protest der Verehrer Flauberts hervorrief, da dieser Dichter selbst eine Dramatisierung seines Romans abgelehnt hatte. Mit Busnach geht eine der letzten, unter dem Kaiserreich aufgetommenen Voulevardtypen dahin, die im Grunde weit weniger amüsant waren, als sie die Welt glauben machen wollten.

— Nach 53 Jahren Bescheid erhalten hat ein 84-jähriger Herr Witich, der im Jahre 1854 dem französischen Marineminister eine Erfindung angeboten hatte. Witich schrieb an den damaligen Minister, daß er eine neue Methode der Panzerung erfunden habe, die viel billiger sei, als die bisherige. Auf diesen Brief bekam er keine Antwort und ebensowenig auf alle die späteren dringenden Schreiben. Witich wurde alt und älter, aber er erhielt keine Antwort, bis endlich vor wenigen Tagen zu seinem großen Ersäunen ein Schreiben aus dem Marineministerium bei ihm eintraf. Es wurde ihm darin mitgeteilt, daß seine Erfindung der Abteilung für schiffbau technische Erfindungen unterbreitet worden sei, und er wurde erjucht, eine Probe seiner besonderen Panzerungsart vorzulegen. Witich aber hat unterdessen all sein Geld und all seine Hoffnungen eingebüßt; er ist ein alter, gebrochener Mann und hofft nur noch, einen Platz in einem Alten-Männerhause zu erhalten.

— Eine Weltausstellung für Elektrizität soll im Laufe des Herbstes in der kanadischen Großstadt Montreal abgehalten werden. Die Ausstellung wird elektrische Apparate und Maschinen jeder Art umfassen, also sowohl Dynamos, Motoren, Stromwender, Akkumulatoren, wie Lampen und alle Arten von elektrischen Apparaten. Alle Länder der Erde sollen an der Ausstellung beteiligt sein. Der ausgesprochene Zweck des Unternehmens besteht darin, an der Vervollkommnung des Wissens über Elektrizität und der elektrischen Industrie selbst zu arbeiten, indem allen Elektrikern der Welt Gelegenheit geboten werden soll, sich genau über den gegenwärtigen Zustand des Könnens zu unterrichten.